



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

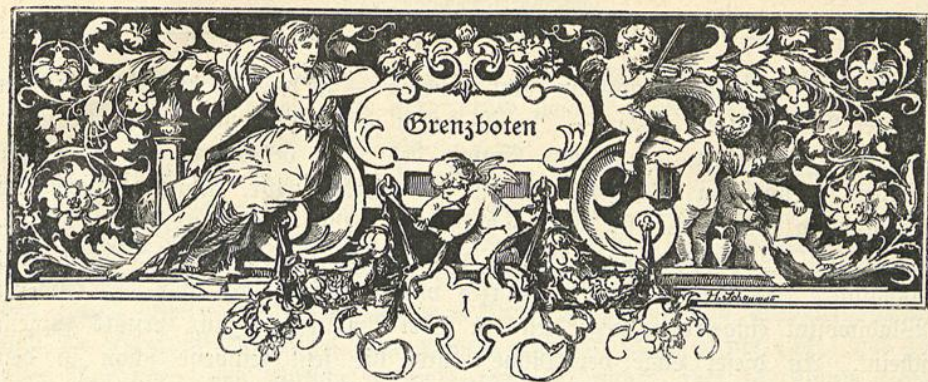
**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

\*: Eine Silvesterbetrachtung

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Eine Silvesterbetrachtung



ei jedem Rückblick auf das verflossene Jahr steht der große ostasiatische Krieg, dessen Ende heute noch nicht abzusehen ist, im Vordergrund. Es ist ein in jeder Hinsicht ungewöhnlicher Kampf, der erste Krieg, den eine asiatische Großmacht mit europäischen Mitteln gegen eine ebenfalls halbasiatische, aber doch in Europa wurzelnde Großmacht führt, und das erstemal, daß eine solche Macht Asien gegenüber versagt, versagt insofern, als ihr Sieg nicht nur hart bestritten, sondern noch heute und heute erst recht zweifelhaft, ja nicht einmal wahrscheinlich ist, sodaß der Gedanke naheliegt, es beginne damit eine Reaktion der farbigen Rassen gegen die Weltherrschaft der Weißen. Dabei entspricht der Gang des Krieges genau den Eigentümlichkeiten der beiden Gegner. Die Russen sind wie immer unübertrefflich in zäher Gegenwehr und taktisch in rücksichtslosem Draufgehn mit der blanken Waffe, ganz nach dem Satze ihres glücklichsten Feldherrn, Suworow: „Die Kugel ist eine Närrin, das Bajonett ist ein Mann.“ Es ist dieselbe alte Napoleonische Stoßtaktik, die im Jahre 1859 die Franzosen, noch 1866 die Österreicher angewandt haben, jene mit Erfolg, diese gegen Hinterlader mit dem entschiedensten Mißerfolg. Die japanischen Generale dagegen, die gelehrigen Schüler Moltkes, wirken strategisch wie taktisch vor allem durch weitausholende Umgehungen und greifen nicht eher an, als bis sie sich die Feuerüberlegenheit errungen haben, dann aber mit einer stürmischen Tapferkeit, die den Traditionen ihres alten ritterlichen Schwertadels, dem ihre Offiziere wohl größtenteils angehören, entspricht. So haben die Japaner die Russen in mehreren großen Schlachten geschlagen, ihnen die Halbinsel Liautung und einen Teil der Mandschurei entrisen und sind bis in die Nähe von Mukden vorgedrungen. Aber dieser Gebietsgewinn bedeutet wenig, die russische Armee zu vernichten ist ihnen nicht gelungen, und da die sibirische Eisenbahn Genügendes leistet, so ist es wohl möglich, daß die Russen, die ein europäisches Armeekorps nach dem andern mobilisieren, die Überlegenheit der Truppenzahl erreichen und schließlich die Japaner, die offenbar schon alle Kräfte anspannen müssen, durch ihre Massen erdrücken werden. Zunächst aber wird ein großer Teil dieser Verstärkungen nur eben die ungeheuern Verluste ausgleichen, und gesetzt auch den Fall, daß die Russen allmählich wirklich

ein beträchtliches Übergewicht an Zahl erreichen — sie sollen jetzt 400 000 Mann in der Mandchurei haben —, so ist damit der Krieg noch nicht zu ihren Gunsten entschieden, denn zum Entsatz des hart bedrängten Port Arthur werden sie doch zu spät kommen, und die Seeherrschaft, also die ungestörte Verbindung mit Japan für die Nachschübe und die Versorgung ihrer Armee, haben sich die Japaner von Anfang an gesichert, da die russische Flotte trotz rühmlichen Einzelleistungen als Ganzes völlig versagt hat und jetzt teils in Wladiwostok eingefroren liegt, teils in Port Arthur fast ganz zerstört zu sein scheint. An dieser Lage der Dinge würde die jetzt teilweise schon in den indischen Gewässern eingetroffene baltische Flotte nur dann etwas ändern, wenn es ihr gelänge, die japanische Flotte entscheidend zu schlagen, und das auch nur dann, wenn sich Port Arthur solange hält; denn fällt dieses vorher, so hat das russische Geschwader keinen Zufluchts- und Reparaturhafen, könnte sich also in den chinesischen Meeren gar nicht halten. Also hängt alles hier von dem Seekriege ab, von dem Ergebnis der nächsten Seeschlacht. Unterliegen die Russen abermals, dann würden ihre Landheere zwar die Japaner wohl vom chinesischen Festlande vertreiben können, aber schwerlich auch nur aus Korea, und jeder Angriff auf die japanischen Inseln wäre unmöglich; tritt der umgekehrte Fall ein, dann würden sie vielleicht auch Korea erobern können, schwerlich aber Japan selbst ernsthaft zu bedrohen imstande sein, aber ihr Übergewicht im fernsten Osten, den eigentlichen Kampfpunkt, können sie dann allerdings wiederherstellen, soweit das England zuläßt.

Vorausgesetzt freilich, daß inzwischen in Rußland selbst alles beim alten bleibt. Denn sehr verschieden wirkt der Krieg auf die kriegführenden Völker. Die Japaner, die zum erstenmal einen großen Krieg führen, schmiedet er nur fester zusammen in ihrem leidenschaftlichen Patriotismus und ihrer großartigen Opferwilligkeit, denn für sie handelt es sich um Sein und Nichtsein als Großmacht. In Rußland zeigen nicht nur einzelne Preßstimmen, sondern auch trotz aller offiziellen Schönfärberei die Schwierigkeiten bei der Mobilisierung und die massenhaften Defectionen in den westlichen Grenzprovinzen, daß der Krieg alles andre ist als volkstümlich. Der russische Soldat sieht tapfer wie immer, weil es ihm der Zar so befiehlt, aber er sieht kein begeisterndes Ziel vor sich, weil es keins gibt. Er verteidigt nicht den Boden des heiligen Rußlands, wie 1812 und 1853/56, er zieht nicht aus zur Befreiung seiner Glaubensbrüder, wie 1877/78, sondern er kämpft um den Besitz einer fernen, fremden Provinz, die für die asiatische Machtstellung des Reichs ihre Bedeutung haben mag, die aber das russische Volk gar nichts angeht. In weiten Kreisen der gebildeten Russen aber regt sich der Grimm über die ganze Geschäftsführung des Absolutismus in diesem schweren Kriege, über seine Mißerfolge zu Land und zur See, und das Drängen nach einer Verfassung. Wenn sich die überwiegende Mehrzahl der Delegierten der Semstwa, der Provinziallandtage, die von der herrschenden Bureaucratie immer argwöhnisch überwacht und eingeschränkt worden sind, für eine Verfassung ausspricht, wenn der Nachfolger des ermordeten Absolutisten Plehwe im Ministerium des Innern, Fürst Swjatopolk-Mirskij, eine solche Versammlung zuläßt, wenn sein Kollege im Justizministerium,

Murawiew, wie erzählt wird, erklärt, er könne sein Amt nicht weiter führen, weil seine Beamten nicht mehr autokratisch gesinnt seien, dann muß es weit gekommen sein im heiligen Rußland.

Nicht daß eine Revolution bevorstünde; eine solche können nur liberale Doktrinäre in Westeuropa erwarten, die von Rußland nichts wissen und immer noch an die alleinseligmachende Kraft abendländischer Verfassungen glauben; der russische Bauer, d. i. neunzig Prozent der Bevölkerung, revoltiert nicht gegen den Zaren, sondern höchstens gegen örtliche Übelstände und Beamtenwillkür, und die Handvoll Nihilisten, die immer gebildete junge Leute sind, hat es über Mordtaten und Putschs niemals hinausgebracht; aber es könnte wohl sein, daß die regierenden Kreise selbst an der Lebensfähigkeit des Absolutismus, d. h. der autokratischen Bureaukratie verzweifeln. In der Tat verheißt der jüngste Reformkürzel des Zaren Erweiterung der örtlichen Selbstverwaltung, Beschränkung der Beamtenwillkür und der Ausnahmegeetze, einheitliche Ordnung des Gerichtswesens, Fortsetzung der Bauernbefreiung, staatliche Versicherung der Handwerker und der Industriearbeiter, größere Freiheit der Presse. Ob aber die einmal erregte öffentliche Meinung mit diesen Reformen, die den Absolutismus nicht berühren, zufrieden sein wird? Freilich, wie ein russischer Reichstag aussehen und was für Folgen er haben würde, das ist schwer zu sagen. Die Beschränkung auf das europäische Rußland wäre selbstverständlich; aber auch hier könnte von einem allgemeinen, ja auch nur von einem sehr demokratischen Wahlrecht gar keine Rede sein, dazu steht die Volksbildung noch viel zu tief. Möglich wäre vielleicht nach dem Muster des alten österreichischen Reichsrats eine Delegiertenversammlung aus den Semstwa, deren Mitglieder doch administrativ und politisch einigermaßen geschult sind; aber auch in einer solchen würde sich sofort zeigen, daß im europäischen Rußland neben den herrschenden Großrussen sehr verschiedene Völker wohnen, Kleinrussen, Polen, Deutsche, Letten, Esten, Tataren usw., die ihre besondern Bedürfnisse und Beschwerden sofort zur Sprache bringen würden, und nach einer russischen Wiederholung des bankrotten österreichischen Parlamentarismus kann in Rußland niemand Sehnsucht haben. Doch wird der Versuch vielleicht schließlich doch nicht zu umgehn sein, und er kann besser gelingen als im österreichischen Völkerstaat, denn die Großrussen haben ein unbestreitbares Übergewicht der Zahl, und der russische Patriotismus ist unerschütterter. Jedenfalls würde ein russischer Reichstag seiner Zusammensetzung nach aristokratisch, seinem Geiste nach monarchisch sein. Aber ob diese Kreise geneigt und geeignet wären, die nur halb gelungne Bauernemanzipation, die wichtigste Frage ihrer ganzen innern Politik, weiterzuführen?

Mag nun dieser Krieg ausgehn, wie er will, die Welt wird mancherlei daraus zu lernen haben. Erstens, daß ein Krieg, der mit allen Mitteln der modernen Technik geführt wird, an Furchtbarkeit und Grausamkeit alles Dagewese übertrifft und die gerühmte Humanität unsers Zeitalters Lügen straft, daß die Zivilisation hier geradezu die Feindin der Kultur ist. Zweitens, daß die Kriegsfлотten eine so entscheidende Bedeutung gewonnen haben wie niemals im neunzehnten Jahrhundert. Drittens, daß es heute eine europäische Politik über-

haupt nicht mehr gibt, sondern nur noch eine Weltpolitik. An diesem Kriege sind alle wirklichen Großmächte interessiert. Am meisten natürlich England als die zweite in Europa wurzelnde halbasiatische Macht. Als solche hat es ein unzweifelhaftes Interesse daran, daß Rußland Japan nicht völlig niederkämpft, und es hat deshalb ja auch sein Bündnis mit dem Inselreiche geschlossen. Aber ebensowenig kann ihm daran gelegen sein, daß Japan die vorherrschende Seemacht in Ostasien wird. Es hat deshalb, um unter Umständen nicht an einem tätigen Eingreifen verhindert zu sein, seine Reibungsflächen mit europäischen Nachbarn verkleinert, indem es sich mit Frankreich über Ägypten und Marokko verständigt hat; es hat aus demselben Grunde die für eine kriegslustige Politik überaus günstige Gelegenheit, mit Rußland zu brechen, die ihm der Vorfall auf der Doggersbank darbot, unbenutzt gelassen, sich mit dem üblichen Entrüstungslärm in der Presse und mit einer demonstrativen Mobilisierung seiner europäischen Geschwader begnügt, und die baltische Flotte hat kaltblütig ihre Fahrt fortgesetzt, den Austrag der Sache einem Schiedsgericht überlassend, das vielleicht noch ganz merkwürdige Dinge zutage fördern wird. Soweit es an England liegt, findet also die russische Flotte kein Hindernis auf ihrer Fahrt nach dem fernsten Osten. Die Engländer sind viel zu gute Kaufleute, als daß sie sich leichtsinnig ihr blühendes Geschäft mit Rußland verdürben; sie wissen auch viel zu gut, daß ein englisch-russischer Konflikt den *casus foederis* für Frankreich bedeutet hätte, daß Rußland, das mitten im Kriege schon gegen den englischen Vertrag mit Tibet remonstriert hat, im Falle eines Bruchs mit England alsbald seine Kolonnen nach Afghanistan und vielleicht auch nach Persien in Bewegung setzen würde, die sehr viel leichter zu erreichen wären als die Mandchurei, und daß eine russische Armee an den Grenzen Indiens die ganze englische Politik lähmen würde. Und was könnte England gegen Rußland in Europa ausrichten? Seine Flotte könnte, wie im Krimkriege, den russischen Seehandel vernichten zum Vorteil Deutschlands, wie damals, weiter nichts; ein Landangriff wäre unmöglich, denn für einen solchen würde keine festländische Großmacht zu haben sein.

Vielleicht steckt aber hinter dieser nachgiebigen Politik Englands gegenüber Rußland und Frankreich noch etwas andres: die Furcht vor Deutschland, der Haß gegen Deutschland. In der englischen Presse kommen diese beiden Empfindungen oft genug ungeniert zum Ausdruck, und sogar die Möglichkeit, durch einen plötzlichen Angriff nach dem Vorbilde des rucklosen Raubzugs gegen Kopenhagen im Jahre 1807 die deutsche Flotte zu vernichten, ehe sie zu stark würde, ist ausgesprochen worden. Gewiß spielen auch manche Engländer mit dem Gedanken, im Bunde mit Rußland und Frankreich über Deutschland herzufallen, und gewiß wäre das die furchtbarste Koalition, die sich jemals gegen uns bilden könnte. Daß auch der Reichskanzler solchen Stimmungen und Strömungen eine gewisse Bedeutung beimißt, wenn er auch die britische Regierung von ihnen freispricht, geht aus den Erklärungen hervor, die er kürzlich dem englischen Journalisten Washford, natürlich einem Deutschland nicht freundlich gesinnten Journalisten, abgegeben hat, und gewiß ist die englische Angst vor Deutschland in politischer Beziehung unbegründet. Es ist kein urteilsfähiger Mensch in Deutschland, der

nicht einen Krieg mit England für das allergrößte Unglück hielte; nur einzelne Toren spielen mit diesem Gedanken wie das Kind mit dem Feuer. Daß wir aber die stärksten wirtschaftlichen Konkurrenten Englands sind, daß der deutsche Michel wenigstens als Kaufmann seine Schlafmütze abgeworfen hat, das ist ja zum Glück nicht zu leugnen, aber damit wird sich John Bull ebensogut abfinden müssen wie mit der ihm nicht minder lästigen Tatsache, daß es mit der britischen Alleinherrschaft zur See, die beiläufig erst seit der Schlacht von Trafalgar 1805 bestanden hat und vor ihr nicht bestand, vorbei ist, seitdem andre Kriegsflotten von immerhin beachtenswerter Größe entstanden sind, und wichtige Entscheidungen zur See in Europa wie vor allem in Amerika und in Ostasien gefallen sind, ohne daß ein englisches Kriegsschiff einen Schuß abgefeuert hätte, was früher undenkbar gewesen wäre. Und heute fährt eine starke russische Flotte durch englische Gewässer mit Benutzung englischer Häfen nach Ostasien, und der britische Löwe entläßt sie mit leisem Knurren!

Immerhin bedeutet in dem parlamentarisch regierten England die Presse und die öffentliche Meinung mehr als bei uns, und auf der Hut sein — *toujours en vedette!* — ist für unsre Politik das erste Gebot, um so mehr als Frankreich als Bundesgenosse Englands gegen uns vermutlich leicht zu haben wäre. Freilich dürfte man sich auch in Downingstreet die ernste Frage vorlegen: Ist diese Verlegenheitsrepublik wirklich bündnisfähig, dieses Staatswesen, dessen Bevölkerung so gut wie stationär bleibt, dessen radikal-atheistische Regierung ihrer eignen Armee so wenig sicher ist, daß sie sich nicht schämen darf, ihr Offizierkorps durch — Freimaurer belauern zu lassen, weil sie seiner klerikalen Gesinnung — mit vollem Rechte — nicht traut, und die doch — natürlich unter dem Beifall unsrer deutschen Katholikenfresser — die Torheit begangen hat, sich mit der römischen Hierarchie in einen erbitterten „Kulturkampf“ einzulassen, also den Riß zwischen den augenblicklichen Machthabern und den noch kirchlich gesinnten Schichten des französischen Volkes zu erweitern. Wo ist denn nur in der heutigen innern Politik Frankreichs eine einzige positive Idee? Mit bloßen Negationen erfiucht man keine Siege, und wenn diese Regierung eines abgefallnen Priesters die Kreuze aus den Gerichtssälen hat entfernen lassen, so ist das nur der echtfranzösische, kindische Krieg gegen Denkmäler und Symbole, den die erste französische Republik wenigstens insofern mit etwas mehr positiven Mitteln führte, als sie zum Beispiel auf dem Turme des Straßburger Münsters das Kreuz durch eine Jakobinermütze aus rot angestrichnem Blech ersetzen ließ. Vielleicht kommt Herr Combes auch noch so weit. Nein, dieses Frankreich der dritten Republik hat nicht mehr innere Festigkeit genug, einen großen Krieg zu führen, und seine Geltung im Rate der Völker ist trotz seiner erfolgreichen Kolonialpolitik sichtlich im Sinken. Rußland aber wird aus dem japanischen Kriege unter allen Umständen so geschwächt an Heereskraft und Finanzen hervorgehn, daß es auf einige Zeit einen großen europäischen Krieg nicht führen kann, noch ganz abgesehen von den Wirkungen, die ein stärkeres Anschwellen der konstitutionellen Bewegung haben könnte, und der Ruf seiner Armee ist trotz aller Tapferkeit schwer erschüttert, die Geltung seiner Flotte tief gesunken; ja für Europa gibt es ein aktionsfähiges russisches Geschwader von Bedeutung vorläufig

überhaupt nicht mehr, da die Pontusflotte im Schwarzen Meer eingesperrt ist, weil es England also will. Die Aufhebung dieser Sperre wäre für jedes englisch-russische Bündnis die erste Bedingung, und damit würde sich England einen neuen Konkurrenten im Mittelmeer schaffen. Also dürfte der „Apdruck“ einer englisch-französisch-russischen Koalition ein wesenloses Gespenst bleiben. Sollte aber England jemals die ungeheure Torheit begehn, uns allein anzugreifen, so würde es „auf Granit beißen“; es würde unsern Seehandel vernichten und unsre Kolonien wegnehmen können, aber ins Leben würde es uns nicht treffen können, weil es keine Armee hat, die uns gegenüber in Betracht käme, und weil wir in einem solchen Falle auch nicht lange allein bleiben würden. Denn welche Aussichten eröffneten sich dann für Rußland und Frankreich! Dabei würde England auch noch einen beträchtlichen Teil seines eignen Handels und seinen besten Kunden ruinieren.

Duobus litigantibus tertius gaudet, sagte der praktische Römer. Graf Bülow hat seinen englischen Besucher auch darauf hingewiesen, daß sogar in dem Falle, daß Deutschland seine Position im Welthandel verlieren sollte, England die deutsche Erbschaft nicht allein antreten würde, sondern sie mit andern Mächten würde teilen müssen. Vor allem mit einem andern Nachbar, mit der amerikanischen Union, deren imperialistische Politik durch die Wiederwahl Theodor Roosevelts auf weitere vier Jahre gesichert ist, denn dieser ohne Zweifel sehr bedeutende Mann ist ihr Hauptvertreter. Vor allem in Ostasien würden die Yankee's recht gern die Deutschen ablösen, und die findigen Japaner, deren Einfluß in China schon jetzt offenbar im Wachsen ist, würden ihnen mit Erfolg die Stange halten. Denn das alte Wort: Westward the star of empire takes its way gilt jetzt im neuen Sinne: nach Westen, also nach dem Großen Ozean, drängen Politik und Handel der Union; in diesem Sinne wird die Flotte gewaltig vergrößert und der Panamakanal gebaut. Und sollte den Nordamerikanern im Falle eines deutsch-englischen Konflikts der Gedanke nicht recht nahe liegen, bei dieser Gelegenheit Kanada wegzunehmen, das England keine Stunde halten könnte, wenn die Kanadier es nicht halten wollten, und ob sie das wollen würden?

Mit allen diesen Verhältnissen muß Deutschland rechnen, seine auswärtige Politik ist trotz allem Spötteln unsrer Besserwisser ganz von selbst zur „Weltpolitik“ geworden. Im Vordergrund stehn heute seine Beziehungen zu England und Nordamerika. Wenn sich unser Kaiser persönlich bemüht, das Verhältnis auch zu den Vereinigten Staaten, die so viel deutsches Blut und deutsche Kultur in sich aufgenommen haben und immer noch aufnehmen, enger und freundschaftlicher zu gestalten, so geschieht das offenbar in der Erkenntnis, daß die drei großen germanischen Mächte, die heute einen so großen Teil der Erdoberfläche beherrschen, trotz aller Konkurrenz aufeinander angewiesen sind. Zum drittenmal steht die deutsche Politik vor der schwierigen Aufgabe, eine neue deutsche Machtbildung in den Kreis der Völker einzuführen und diese daran zu gewöhnen. Friedrich der Große hat die Großmachtstellung Preußens in einem siebenjährigen Kriege verteidigen müssen, Kaiser Wilhelm der Erste mußte die werdende Einheit Deutschlands, die gleichberechtigte Stellung unter den euro-

päischen Mächten der Annahmung Frankreichs abringen; Kaiser Wilhelm der Zweite hat die Aufgabe, Deutschland als die jüngste Weltmacht unter den übrigen Weltmächten zu behaupten, will's Gott, ohne Krieg.

So steht das Deutsche Reich ganz anders in der Welt als seine beiden Genossen im Dreibunde. Dieser ist erneuert worden und zu einer festen Institution des europäischen Völkerrechts geworden; aber die Verhältnisse, unter denen und für die er vor zwanzig Jahren geschaffen worden ist, haben sich verschoben, denn die Gefahren, gegen die er ein Bollwerk sein sollte, bestehn in der damaligen Weise nicht mehr, und für die Gefahren, die sich aus der deutschen Weltpolitik ergeben können, ist er nicht bestimmt. Soviel ist sicher, vor allem Österreich braucht uns mehr als wir Österreich, wirtschaftlich und politisch, denn dort macht die innere Zerfetzung mit dem offenbaren Bankerott des Parlamentarismus Fortschritte. Mit parlamentarischen Majoritäten und Ministerien lassen sich die zwiespältigen Völker der „Königreiche und Länder“ — im amtlichen Sprachgebrauch gibt es gar kein „Österreich“ mehr — nicht regieren; diese Tatsache ist ebenso unumstößlich wie erklärlich. Die Parteien des österreichischen Reichsrats sind eben gar keine Parteien, sondern Nationalitäten, die sich in dem, was sie für Lebensfragen halten, Mehrheitsbeschlüssen nicht unterwerfen können und deshalb gelegentlich alle Obstruktion treiben, also das Parlament lähmen und den Parlamentarismus ad absurdum führen. Daran tragen alle Nationalitäten die Schuld, auch die Deutschen. Was für unfähige Politiker diese sind, haben sie soeben wieder bei den Innsbrucker Krawallen bewiesen. Die italienischen Studenten sind gewiß provokatorisch aufgetreten; aber wenn zwei Kulturvölker ersten Ranges, die beiden einzigen wirklichen Kulturvölker Österreichs, in demselben Lande nebeneinander leben, so läßt es sich eben doch nicht hindern, daß die Leute beider ihren Verdienst dort suchen, wo sie ihn am besten finden, daß also die Italiener als Arbeiter und Gewerbtreibende ins deutsche Tirol einwandern, genau so wie die Tschechen in die deutschen Randlandschaften Böhmens, oder unsre Polen nach Westfalen, und so lange Innsbruck die Hauptstadt ganz Tirols ist, so lange haben die italienischen Tiroler dasselbe Recht auf sie wie die Deutschen. Oder kann man etwa die Tschechen von Wien ausschließen? Die paar hundert oder tausend italienischen Arbeiter, Gewerbtreibenden und Studenten können doch dem deutschen Charakter Innsbrucks keinen Abbruch tun, und wenn es ein deutsches Gymnasium in dem ganz italienischen Trient gibt, warum sollte es keine italienische Rechtsfakultät in Innsbruck geben, die zugleich den wissenschaftlichen Vorteil des Anschlusses an eine vollständige Universität genösse, wie es weder in Roveredo noch in Triest der Fall sein würde? Es gehört die ganze „völkische“ Blindheit der Deutschen Innsbrucks dazu, diese offenbaren Wahrheiten nicht zu sehen; wir Reichsdeutschen machen das nicht mit. Denn was ist erreicht worden? Wie es scheint, die Verlegung der isolierten italienischen Fakultät nach dem kleinen Roveredo, wenn die Regierung in der Schwäche, die seit vierzig Jahren der Fluch Österreichs ist, vor Straßenstandalen zurückweicht, aber auch die Erbitterung der Italiener, des einzigen Volksstammes, der parlamentarisch bisher mit den Deutschen zusammenging, weil auch er in Dalmatien und im Küstenlande von der slavischen

Mehrheit bedrängt wird, und die größte Wahrscheinlichkeit, daß die Italiener nunmehr im Reichsrat mit den Slawen gemeinsame Sache gegen die Deutschen machen. Das wäre allerdings die Verdrängung der italienischen Fakultät aus Innsbruck wert! So geht in Österreich das bellum omnium contra omnes in öder Gedankenlosigkeit und Hilflosigkeit der Regierenden wie der Völker weiter. Der Parlamentarismus ist bankrott, der Absolutismus ist bankrott, der liberale Zentralismus ist bankrott, der Föderalismus würde die deutschen Minderheiten den slawischen Mehrheiten auf Gnade und Ungnade ausliefern, ist also unmöglich. Welche Möglichkeit liegt da vor? Nur ein Land ist trotz den schärfsten nationalen, sozialen und religiösen Gegensätzen von allen diesen Wirren unberührt geblieben, das „Okkupationsgebiet,“ Bosnien und die Herzegowina. Denn dieses wird bei einer weitgehenden Autonomie der Religionsgenossenschaften und der Gemeinden absolutistisch-militärisch regiert, und vielleicht wird, wenn in Bisleithanien die Zänkereien so fortgehen und die Völker nicht mit den unabweishbaren Staatsnotwendigkeiten rechnen lernen, nichts übrig bleiben, als mit militärisch-absolutistischen Mitteln ihnen eine neue Ordnung aufzuerlegen, etwa die national gemischten „Königreiche und Länder“ in national möglichst geschlossene Bezirke mit nationaler Amtssprache zu teilen, ihre Landtage auf Grundlage nationaler Kurien zu reorganisieren, die deutsche Staatsprache als Vermittlungssprache wenigstens in dem unbedingt notwendigen Umfange nachdrücklich zur Geltung zu bringen und den Reichsrat wieder aus Delegierten der Einzellandtage zu bilden, die von den Stimmungen und dem nationalen Fanatismus der Wählermassen weniger abhängig wären. Freilich würde auch dazu ein genialer Staatsmann von eisernem Willen gehören, und politische Genialität ist im modernen Österreich allezeit ein sehr seltenes Gewächs gewesen. Nimmt man die törichtesten Losreißungsbestrebungen der ungarischen Unabhängigkeitspartei und die immer weiter fortschreitende nationale Zersetzung auch der k. und k. Armee hinzu, deren Einheit in der österreichischen Landwehr und in den jetzt auch mit Artillerie ausgerüsteten ungarischen Honved schon aufgehoben ist, so ist der österreichische Pessimismus völlig begreiflich, nur daß niemand zu sagen weiß, was aus diesen verzanften und auseinanderstrebenden Nationalitäten außerhalb eines habsburgischen Reichs werden soll, weil zwar Italien ohne Besinnen das Trentino, das Küstenland samt Triest und Dalmatien annectieren würde, das Deutsche Reich aber die deutsch-slawischen Länder mit ihren acht bis neun Millionen Tschechen, Polen und Slowenen niemals in seinen Staatsverband aufnehmen könnte. Davon träumen auf beiden Seiten nur unklare Köpfe.

Einstweilen hat allerdings der Minister des Auswärtigen in Rom, Tittoni, anlässlich der Innsbrucker Vorgänge loyal und klug erklärt, das seien innere Angelegenheiten Österreichs, und Italien hat in der Tat innere Sorgen genug. Aber es ist eben doch ein national geschlossener Einheitsstaat, und es kommt vorwärts. Sogar die Kluft zwischen dem Quirinal und dem Vatikan scheint sich langsam zu schließen. Der mit Jubel begrüßte Thronfolger hat, in Widerspruch mit den nationalen Heißspornen, den unanfechtbaren Titel „Prinz von Piemont“ erhalten, Papst Pius hat tatsächlich, natürlich stillschweigend, das

non expedit fallen lassen und erlaubt, daß die „Katholiken,“ d. h. die Klerikalen, nicht nur, wie schon bisher, an den Gemeindevahlen teilnehmen, in denen er sie selbst schon in Venedig zum Siege geführt hat, sondern in Oberitalien auch an den politischen Wahlen; er hat damit in einer Reihe von Städten die Niederlage der Republikaner und Sozialisten, die bisher dort geherrscht hatten, herbeigeführt, also der königlichen Regierung einen großen Dienst erwiesen, und — last not least — er ist in Rom sehr populär geworden. Jeden Sonntag predigt er selbst im Damasushofe des Vatikans schlicht und recht das Evangelium den versammelten Pfarrkindern einer der römischen Parochien, man sieht sein Bild in allen Bilderläden Roms, während Leo's des Dreizehnten Bild höchstens im Borgo, dem vatikanischen Stadtteil, aushing, und am 8. Dezember, am fünfzigjährigen Jubiläum der Verkündigung des Dogmas von der sündlosen Empfängnis Marias, war ganz Rom illuminiert. Rom ist eben doch noch die Stadt der Päpste, und eine so populäre, so einflußreiche und unter Umständen so hilfreiche Macht muß das junge Königtum respektieren, und es tut das auch. Vielleicht wirkt dabei auch der törichte „Kulturkampf“ in Frankreich mit, vielleicht will der Vatikan den Franzosen zeigen, daß er sich, wenn die älteste Tochter der römischen Kirche mit ihm bricht, auch auf Italien und das Haus Savoyen stützen könne, das früher sehr klerikal war und jedenfalls fester sitzt als das Ministerium Combes oder irgendwelche andre französische Regierung.

Inmitten dieser schwierigen und verwickelten Weltverhältnisse hat das Deutsche Reich durch eine Reihe neuer langfristiger Handelsverträge die Grundlage seiner wirtschaftlichen Stellung zu befestigen, und zugleich führt es in Südwestafrika seinen ersten Kolonialkrieg. Da der Deutsche genau so wie der Franzose für jedes Mißgeschick einen Sündenbock haben muß, so ist unsre Presse natürlich eifrig dabei, einen solchen auszuspiiren, und der immerhin verdiente Gouverneur Leutwein ist der bequemste. Ohne Zweifel, es sind schwere Fehler begangen worden, wie sie keiner Kolonialpolitik irgendeines Volks erspart bleiben, vom Gouverneur wie vom Kolonialamt. Sie sind beide zu vertrauensselig gewesen, haben den Stolz kriegerischer Nomadenstämme unterschätzt, ihnen sogar, was am wenigsten begreiflich ist, moderne Präzisionswaffen geliefert und gemeint, sie könnten ihnen mit fünfhundert Reitern imponieren und ein dünnbevölkertes Steppen- und Wüstengebiet überwachen, das größer ist als Deutschland; wahrscheinlich haben sie auch dem Einfluß der Rheinischen Mission zuviel zugetraut, von deren sittlicher Einwirkung auf die Eingebornen die schändlichen Grausamkeiten der Hereros und Witbois gegen Wehrlose keine günstige Meinung erwecken können. Aber die Denkschrift des Kolonialamts hat jedenfalls Recht, wenn sie sagt, der Aufstand wäre unter allen Umständen ausgebrochen, denn der maßlose Stolz der Schwarzen hätte auf die Dauer die fremde Herrschaft nicht ertragen. Vorausgesetzt nämlich, daß sie ihnen so wenig imponierte wie die deutsche bisher mit ihren fünfhundert Reitern. Und warum waren es nicht längst mehr? Weil die Kolonialverwaltung es mit einem in Kolonialfachen fortgesetzt knausrigen und kurzfristigen Reichstage zu tun hatte, weil äußerste Sparsamkeit hier immer der Weisheit letzter Schluß war. Sie hätte es nur wagen sollen, von ihm für Südwestafrika auch nur den fünften oder sechsten Teil der Summen

zu verlangen, die uns der Krieg jetzt kostet; sie wäre mit Hohn abgewiesen worden. Und warum hat denn im Reichstage, der jetzt von kritischer Weisheit überströmen wird, nicht einmal jemand viel früher schon auf die Schwäche unsrer dortigen Streitkräfte hingewiesen? Jetzt heißt es durchsehen, was alle Teile zusammen zustande gebracht haben. Daß das geschehen wird, dafür bürgt das Wort des Kaisers, dafür die Tüchtigkeit unsrer tapfern Truppen in diesen wildfremden Verhältnissen. Haben doch auch die Engländer von der Kapkolonie aus eine ganze Reihe von blutigen Kaffernkriegen führen müssen und trotz schweren Fehlschlägen diese tapfern Stämme doch endlich niedergezwungen. Für die Nation aber ist die herbe Lehre in Südafrika ebenso verdient wie nützlich. Sie steht als Ganzes immer noch nicht mit vollem Nachdruck hinter unsrer Kolonial- und Weltpolitik, genau so wenig wie sie seinerzeit hinter Bismarcks Einheitspolitik gestanden hat. Sie muß sich endlich — und nach zwanzig Jahren ist das wahrlich nicht zuviel verlangt — daran gewöhnen, daß unsre Schutzgebiete als Provinzen des Reichs behandelt werden müssen, daß auch sie deutsches Land sind, wo deutsche Arbeit geleistet, deutsches Kapital angelegt wird.

Je weniger dieser Standpunkt bisher festgehalten worden ist, desto sonderbarer ist es, wenn ein Teil unsrer Presse immer wieder findet, daß die Reichsregierung draußen zu wenig zugreift, ihr einen Vorwurf daraus macht, daß sie nicht die Hand zum Beispiel auf Marokko gelegt hat. Wollte Gott, wir könnten recht kräftig zugreifen, aber auch hier gilt Schillers Wort: „Was man von der Minute ausgeschlagen, bringt keine Ewigkeit zurück.“ Im sechzehnten, siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert ist die überseeische Welt ohne uns verteilt worden, weil die Nation keinen Staat bildete und sich zerfleischte; erst seit einigen dreißig Jahren dürfen wir wieder mitreden, aber auch seitdem hat von großen Gelegenheiten in Südafrika, der Erwerbung der Santa-Luciabay, der Herstellung einer Gebietsverbindung zwischen unserm Südwestafrika und den Burenstaaten und des deutschen Protektorats über sie seinerzeit kein Gebrauch gemacht werden können oder ist wenigstens nicht gemacht worden. Und was wäre jetzt möglich in dieser Weltlage, in der die Gefahr eines Weltkriegs über uns schwebt? mit dem südafrikanischen Krieg auf dem Nacken? mit dieser sich viel zu langsam entwickelnden Kriegsflotte? mit diesem Reichstage, der doch nur die Stimmung der Nation widerspiegelt? Wenn doch die Blätter, die solche Forderungen stellen, nur die Güte haben wollten, zu sagen, wo unter solchen Umständen Deutschland heute etwa Fuß fassen könnte, ohne sich mit stärkern Seemächten zu verfeinden! Etwa in Südbrasilien oder in Patagonien oder in Westindien? Das alles kann sich mit der Weltlage zu unsern Gunsten ändern; aber daß dann zugegriffen wird, das hängt nicht nur von der Regierung, sondern auch vom Geiste der Nation ab, und diese darauf vorzubereiten, das ist eine der wichtigsten Aufgaben unsrer Presse, an der auch viele ihrer Organe redlich und verständig mitarbeiten.

Die fortwährende oft so kleinliche und hämische Kritik tut's nicht, so wenig eine sachliche, ernste und bescheidne Kritik zu entbehren ist. Aber neben gewissen Witzblättern, deren giftige und witzlose Karikaturen eine Schande für die deutsche Presse und eine Schmach für das gebildete deutsche Publikum sind, ohne

dessen heimliches Wohlgefallen an solchen Gemeinheiten solche Sumpfpflanzen gar nicht existieren könnten, sind auch einzelne in der Wolle gefärbte liberale Blätter nach der alten, dem Durchschnittsdeutschen so sympathischen Ansicht, daß sich Patriotismus und Mannesmut vor allem in der Bekämpfung der Regierung zeigen, der Reichsregierung gegenüber Oppositionsblätter sans phrase, denen jedes Gefühl der Verantwortlichkeit für das, was sie damit anrichten, abhanden gekommen zu sein scheint. Jede Woche mindestens einmal muß der Reichskanzler vom Redaktionstisch aus ernsthaft verwarnt werden, damit er nicht dummes Zeug macht, und der Kaiser darf keine eigne Meinung haben oder gar äußern (nicht einmal über die Kunst), die von der in Schöppenstedt oder in Schilda gebilligten abweicht, ohne daß der „monarchische Gedanke“ geschädigt wird, den doch niemand mehr schädigt als diese Art von Presse, die sich national und sogar monarchisch nennt, und die ganz partikularistisch auch für jede klein-staatliche Empfindlichkeit die zarteste Rücksicht hat, namentlich dann, wenn sie sich gegen den Kaiser verwenden läßt. Niemals ist ein begabter und pflicht-treuer Herrscher so hämisch und gehässig behandelt worden wie unser Kaiser von „nationalen“ Blättern. Dazu das fortwährende Zetern über die Gefährdung der deutschen Geistesfreiheit, weil die Reichsregierung, wie die Dinge sich durch die Schuld der Liberalen seit fünfundzwanzig Jahren leider entwickelt haben, das Zentrum als die stärkste Partei des Reichstags behandelt, also auch berücksichtigt. Der Ultramontanismus schränkt doch höchstens die Geistes-freiheit der Katholiken ein, auf die protestantische Wissenschaft, Schule und Kirche hat er gar keinen Einfluß, und es ist Sache der Katholiken, ob und wie weit sie sich die Freiheit des Denkens und des Forschens verkürzen lassen wollen. Lassen sie sich das gefallen, nun, so ist das ihr eigener Schaden, ihre Wissenschaft wird dann eben niemals aus ihrer so oft peinlich empfundenen „Inferiorität“ herauskommen, dabei kann ihnen weder der Protestantismus noch der Staat helfen. Daß aber die Prinzipien des Ultramontanismus mit dem modernen Staatsbegriff unvereinbar sind, das braucht nicht immer wieder bewiesen zu werden, das weiß jeder, der über solche Dinge ein Urteil hat, und wer das hat, der weiß auch, daß hier nur ein modus vivendi möglich ist, den man stört, wenn man fortwährend, was freilich echt deutsche Art und Unart ist, die prinzipiellen Gegensätze hervorkehrt. Wie könnten sich in Italien trotz viel schärfern Gegensätzen Kirche und Staat praktisch vertragen, wenn die Italiener nicht eben kluge Leute wären! Wären wir Deutschen in ihrer Lage, säße der Papst etwa in Fulda, und wir hätten ihm sein geistliches Fürstentum weggenommen, wir hätten deshalb schon längst wieder einen Dreißigjährigen Krieg angefangen. Ist doch schon der Gedanke aufgetaucht, den Evangelischen Bund zu einer politischen Partei, zu einem protestantischen Zentrum zu machen. Davor bewahre uns der Himmel, das wäre die Zerreißung des deutschen Volks aus kirchlichen Rücksichten. Gewisse Leute scheinen eben aus der Geschichte gar nichts zu lernen.

Was unsrer nationalen Presse und unsern „bürgerlichen“, „nationalen“ Parteien fehlt, das sind neue große politische Ideale, und deshalb kommen sie hinter dem Zentrum und den Sozialdemokraten, die noch Ideale haben, mehr

und mehr ins Hintertreffen. Wie tief ist heute die nationalliberale Partei, die einstmals die begeisterte Trägerin des Reichsgedankens war, gesunken, seitdem sie 1879 das Erstgeburtsrecht ihres wohlbegründeten Machtanspruchs, ihrer Teilnahme an der Regierung um das Vinsengericht ihrer Prinzipien preisgegeben hat, und es ist ganz vergebliche Arbeit, durch eine stärkere Betonung dieser alten Prinzipien eine Reorganisation der Partei herbeiführen zu wollen. Eine solche wäre wahrhaftig wünschenswert, denn die Rolle, die heute das liberale Bürgertum im Reichstage spielt, entspricht seiner Bedeutung keineswegs, und doch wäre das engste Bündnis des Bürgertums mit dem Kaisertum das natürlichste von der Welt. Aber es wäre nur dann möglich, wenn das Bürgertum wieder mit voller Energie für die innere Einheit der Nation und ihre äußere Machtstellung einträte, wenn es also im Innern die Beseitigung der zahlreichen Hindernisse, die dem Zusammenwachsen der Nation zum Beispiel auf dem Gebiete des Verkehrslebens und des Berechtigungswesens noch entgegenstehen, und die durch Vereinbarungen zu heben die Einzelregierungen unfähig zu sein scheinen, offen und nachdrücklich forderte, unter Umständen durch eine Ausdehnung der Reichsgesetzgebung, und wenn es sich nach außen ebenso offen und nachdrücklich zur Welt- und Kolonialpolitik bekennen wollte. Freilich die unentbehrliche Grundlage für eine solche wäre die Reichsfinanzreform. Es ist doch auf die Dauer ein unerträglicher und geradezu gefährlicher Zustand, daß das Reich, seitdem sein Finanzwesen durch das Scheitern des Reichseisenbahnprojekts und des Tabakmonopols auf einen toten Strang geraten ist, finanziell nicht auf eigne Füße zu stehen kommt, daß es immer wieder in verstärktem Maße die Matrikularbeiträge, also die roheste Form der Besteuerung, die nach der Kopfzahl, in Anspruch nehmen muß, während der Wohlstand des Volks beständig zunimmt, und die Finanzlage Preußens glänzend ist. Das alte Reich ist nicht zum wenigsten daran zugrunde gegangen, daß es finanziell nicht selbständig zu werden vermochte, weil die kurzfristige Selbstsucht und der Unverstand seiner Glieder es daran verhinderte. Soll sich das im zwanzigsten Jahrhundert wiederholen?

Männer machen die Geschichte. Solche Männer stehen an der Spitze des Reichs, nur daß man ihnen fortwährend Steine in den Weg wirft. Aber wo sind im heutigen Reichstage Männer, die Geschichte machen? \*



## Die Mobilmachung von 1870



In der Rede, die der Kriegsminister Generalleutnant von Einem bei der Enthüllung des Noondenkmal in Berlin hielt, hob er hervor, wie Noon oft ausgesprochen habe, daß die Mobilmachungstage von 1870 die ruhigsten seines Dienstlebens gewesen seien; alle Anordnungen seien so vorbereitet gewesen, daß die Generalkommandos nicht eine einzige Anfrage an das Kriegsministerium zu stellen gehabt hätten. Dieser Ausspruch, der anscheinend so verwegen klingt,